

Bunte Zeitung.

• Rechnung über das Begräbnis einer Königin. Der erinert sich nicht mit Bestimmtheit des Schicksals der unglücklichen Königin Marie Antoinette, der Gemahlin des ebenso bedauernswerten Ludwig XVI. von Frankreich! Als im Jahre 1793 das Haupt dieser Fürstin unter dem Henkerbeil gefallen war, wurde einige Zeit darauf dem Wollfabrik-Ausfuhr nachstehende Rechnung überreicht:

Kosten

für die Bestattung der Personen, welche, durch das Revolutions-Tribunal zum Tode verurtheilt, gerichtet worden sind:

Den 1. des Monats:

(Es folgen die Namen der Guillotinierten, nebst den Kosten der Bestattung.)

Den 16. desselben Monats:

Die Wittne Capet (Marie Antoinette).

Für den Sarg 6 Livres

Für die Grube und die Arbeiter 25 "

Sold,

Tobtengräber von la Madelaine, de la ville — l'Erveque.

Darunter standen folgende Beizen: Zweihundert vier und sechzig Livres sind an den Tobtengräber der la Madelaine, Bürger Sold, für gebaute Anlagen und als Entschädigung aus der Nationalkasse zu zahlen.

Jahr II. der Republik.

Herman, Präsident.

• Der Mensch in Zahlen. Der menschliche Körper enthält 150 Knochen und 500 Muskeln, das Gewicht des Blutes eines Erwachsenen beträgt etwa 15 kg. Das Herz hat gewöhnlich 15 cm im Durchmesser, es schlägt 70 mal in der Minute, 4200 mal in der Stunde, 35,720,000 mal im Jahr; jeder Schlag bedeckt 44 g Blut, 2000 in der Minute, 120 kg in der Stunde und 58 1/2 Gr. an einem Tage. Sämmtliches Blut des Körpers geht in 3 1/2 Minuten durch das Herz, und unsere Lungen enthalten im normalen Zustande 5 l Luft. Im Durchschnitt jedoch atmen wir 1200 mal in der Stunde, wozu wir 300 l Luft verbrauchen. Die Haut besteht aus drei Lagen, deren Dicke von 6 mm bis 3 mm wechselt. Jeder qm Haut enthält 12,000 Schweißpörschen oder Poren; ihre Gesamtlänge im ganzen Körper beträgt 50 km.

• Tom Starr, den einst diegenannten Cherokee-Indianer, eine Cooper'sche Gestalt, umgeben von dem wilden Rauber blutiger Romantik, haben nun die ewigen Jagdgründe aufgenommen. Ein Alter von 94 Jahren war ihm beschieden, ein Alter ohne Mühsal und Schwäche. Ungebeugt trug er noch in den letzten Lebensjahren das Haupt. Sein fahnes, troisches Gesicht war von einem lilaartigen langen weißen Haare umgeben und seine weit blickenden Augen, deren Feuer auch im Greisenalter nicht erloschen war, kennzeichneten ihn als einen Wurzchen, mit dem man lieber im Guten als im Bösen zu thun gehabt haben möchte. Der Augenblick, in welchem er, noch im zarten Jünglingsalter lebend, seinen fernenden Vater in den Armen hielt, den im Kampfe mit einer Christenfrau die tödtliche Wunde erlitten hatte, bezeichnet den eigentlichen Beginn seiner entsetzlichen und blutigen Laufbahn, denn an der Wiege seines Vaters that der junge Krieger das Gelübde, nicht eher zu ruhen, bis er den Tod seines Vaters gerächt und von den Mitgliedern jener Christenfratze kein Mann mehr am Leben sei. Und mit unheimlicher Entschlossenheit erfüllte Tom Starr sein Gelübde, denn zwei Jahre nach dem Tode seines Vaters wandelte von denen, die ihn getödtet hatten, keiner mehr unter den Lebenden. Bald war er der Anführer einer der verwegendsten und gewaltthätigsten Häufchen, die noch je im Indianerterritorium für Unruhe getrieben. Starr selbst soll einmal erzählt haben, daß er nicht weniger als fünfzig Menschen mit eigener Hand getödtet habe. Nicht nur mit den Weibern führte er Krieg, sondern auch mit Indianerstämmen, die seinem Treiben Einhalt thun wollten; von verschiedenen Seiten waren hohe Preise auf seinen Kopf gesetzt. Das höherer ihn nicht, sich zu vertheidigen, und seine Kinder, zwei Söhne und eine Tochter, trieben es, als sie erpochen waren, fast noch schlimmer, als der Vater. Mamentlich die Tochter, Bella Starr, war ein Frauenzimmer, das den leidhaftigen Teufel im Leibe hatte. Sie schoß wenigstens ein halbes Duzend ungetreuer Liebhaber ansummen, war eine großartige Meiterin, handhabte die Wüthe und den Voss mit selbener Festigkeit und galt als fähigster und verhängenster Veredelt auf tausend Meilen in der Wunde. Sie und ihre beiden Brüder trafen in ihren Schanden, d. h. sie fanden einen gewaltthätigen Tod. Nun begann der alte Tom Starr feinerichts des rufelosen Lebens überdrüssig zu werden und entsandte an den Cherokeeath, der sich zu Ablesung in Sitzung befand, einen Parlamentar, durch welchen er in aller Form Friedensverhandlungen anknüpfte. Der Rath beschloß Starr alle seine Sünden unter der Bedingung, daß er sich zur Ruhe lege und in Zukunft das Leben eines friedlichen, gelebten Staatsbürgers

führe. Beide Hüner des Cherokeeathes kostete die wässrige Bill, die dann Tom Starr zugesandt und auch von diesem unterzeichnet wurde. Das ist vermuthlich der einzige bekannte Fall, in welchem eine ganze Nation mit einem einzigen Manne Friedensunterhandlungen pflog. Tom Starr hielt Wort. Er baute sich eine geräumige Blockhütte und benutzte seine nie lebende Wüthe, die so viel Unheil angerichtet hatte, nur noch zur Jagd. Als friedlicher Farmer beschloß er seine Tage.

• Der „Geistertanz“ der Sioux-Indianer hat selten einen weißen Augenzeugen gehabt, aber eine amerikanische Zeitung bringt eine Schilderung desselben aus der Feder eines Wittarbeiters, der demselben aus der Ferne zugehört. Das Indianerlager befand sich in einer Schlucht zwischen einem schmalen Gürtel von Anhöhen. Der Tanz begann beim Einbruch der Dunkelheit. Die Indianer waren in vollem Kriegszug. Die Krieger bildeten Reihen; die in der vorderen Reihe knieten, während ihre Weiber und Kinder hinter ihnen standen. Die alten Indianerwelder reichten sich die Hände und knieten ebenfalls inmitten des Chales nieder. Dann begannen sie einen melancholischen Gesang anzustimmen, der zwischen dem wildem, trübsüßigem Geisire unterbrochen wurde. Die Krieger traten vor, bildeten hinter den Weibern einen großen Kreis, reichten sich die Hände und begannen sodann den Geisirtanz. Sie sangen ebenfalls, aber weniger schrill als die Weiber und dann folgte die Anrufung aus die verstorbenen Krieger, sich zu erheben und die Weiben auszurufen. Die alten Weiber hatten sich inzwischen mit brennenden Wachspfeilen versehen, mit denen sie die tangenden und singenden Krieger umkreisten. Der erschütternde Tanz dauerte bis zum Tagesanbruch.

• Als der Kaffee in Frankreich eingeführt wurde, gingen im Schooße der wohlhabenden Aristokratie zu Paris die Meinungen bezüglich der Eigenschaften dieses Getränkes weit auseinander. Die einen hielten den Kaffee für ein Gift, die anderen erklärten ihn für ein Heilmittel bei verschiedenen Leiden und hauptsächlich gegen die Traurigkeit. Diese letztere Ansicht wurde von der vornehmsten Welt getheilt und eine Dame, welder man eines Tages die Nachricht überbrachte, daß ihr Gemahl im Duell getödtet worden sei, rief aus: „Mein Gott, ich Unglückliche! taich, taich eine Tasse Kaffee!“

• Die Wirkung eines Rindes. In der ungarischen Gemeinde Nagy-Köszolán kamen in den letzten Monaten zahlreiche verheerende Brände vor, welche sämmtlich gelegt waren, und fast den ganzen Ort einäscherten. Da aber der Täter nicht zu entdecken war, hielten die Bauern in ihrer Verzweiflung den Vorwurf, von der Kangel herab den Fluch der Kriehüter in die Brandstätten auszusprechen. Bald darauf meldete sich, von Schred über die Folgen des Rindes ergriffen, der Brandhüter in Gestalt des 16jährigen Schumacheres Miklos Bissli, welcher erklärte, die Brandstiftungen aus Neugier über die rothgelben Flammen verübt zu haben. Er wurde dem Gerichte übergeben.

• Arvanth's-Begegnung. Gattin: „Nicht einmal einen neuen Wintermantel kann ich mir kaufen! Ach, ich bin doch ein armer Teufel!“ — Gatte: „Was soll ich erst legen? Ich bin ja noch ärmer!“ — Gattin: „Dah ich nicht wüßte!“ — Gatte: „Ganz einfach: Du hast doch mich — ich habe bloß dich!“

• Der naive Wahgeiger. Kapellmeister: „Das geht nicht, Herr Bäumlle, daß Sie immer in die Noten flarren, Sie müssen auch auf mich schauen!“ — Wahgeiger Bäumlle: „Zu was denn, Herr Kapellmeister? Ich kenn' Ihnen ja!“

• Junge Marie. „Du, Fritz, ich bin gerettet, ich habe heute einen Patienten bekommen.“ — Wirklich? Theilen wir ihn.“

• Auch ein Beruf. „Was macht Ihr Sohn, welchen Beruf hat er gewählt?“ — „Er wartet auf eine brillante Partie.“ (W. W.)

Wissenschaft, Kunst, Literatur.

— Dem Goethe-National-Museum in Weimar ist eine werthvolle Gabe zugegangen. Der bekannte Aquarellist, Professor Karl Werner in Leipzig, hat demselben ein Originalportrait seiner Großmutter, der Schauspielerin Christiane Neumann — Goethe's Cupdrosne — geschenkt.

— Kleine Theater-Nachrichten. Hof-Operntabellmeister Prof. Josef Hellmesberger hat der Direktion des Hof-Operntheaters in Wien ein neues Ballet: „Die fünf Sinne“ überreicht. — Wie die Neue Freie Pr. meldet, soll anlässlich des Bernährnisses der Künstler mit der Direktion des Wiener Burgtheaters demnachst seitens der General-Intendantin eine amtliche Verlautbarung über den internen Verkehr im Burgtheater ergehen, welche den Künstlern erklärt, daß die Zeit „zu disziplinwidrigem Verbalten im Burgtheater“ weder gekommen ist, noch je kommen wird.

Für die Redaktion verantwortlich: J. S.: Albert Hertling in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Unterhaltungsblatt der Gaale-Zeitung.

Kr. 82.

Halle a. d. S., Sonnabend den 29. November

1890.

[4]

Der beste Freund.

Roman

von Ludwig Habicht.

„Und was sagt Martha dazu?“ fragte der Professor theilnehmend.

„Sie hat geweint und gebeten, zwischen dem Onkel und dem Geliebten zu vermitteln, der letztere hat sich aber von seinem Säghorn übermannen lassen, hat getödtet und gestraft und die fürchterlichsten Drohungen ausgeföhrt. Wir hatten die größte Angst, er würde sich an dem alten Mann thätlich vergreifen, und wer weiß was geföhren wäre, wäre nicht Max und der Baron herbeigekommen. Nun wachte sich sein Horn gegen den letzteren, er schleuderte ihm die tödtlichsten Verleumdungen ins Gesicht, und ich kann es nicht leugnen, ich bemerkte Seldenberg, der seine Minute seine ruhige Haltung verlor und, nachdem kurz sich endlich entfernt hatte, nur darauf bedacht war, den Onkel zu beschwichtigen und ein Gespräch unter vier Augen mit ihm hatte, in dem sie Wichtiges miteinander verhandelt zu haben schienen.“

„Er sieht auch jetzt so ruhig und heiter aus, als ob nichts vorgefallen wäre, was seinen Seelenfrieden trüben könnte.“

„Und doch bin ich überzeugt, er hat Westmühl gefordert und das Duell findet vielleicht schon morgen statt. Sie können sich denken, wie uns das alle erschüttert hat. Der Onkel sahnte sich zu angegriffen, um mit in die Oper zu fahren, Martha schloß sich in ihr Zimmer ein und war nicht zu bewegen, zum Verzeihen zu kommen, und auch ich war wahrlich nicht in der Stimmung und wäre am liebsten daheim geblieben. Davon wollte der Onkel aber nichts hören, Frau v. Wallwitz sollte nicht um ihr Vergnügen kommen, und so bin ich mitgegangen! — Gott weiß, wie sich alle diese Wirren lösen sollen!“ — fügte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Korte schweigend und sah bestimmter vor sich nieder, dann fragte er leise:

„Eugenie, wie denkt Ihr Onkel über mich? Ich bin nur ein armer, unbedeutender Gymnasiallehrer, werde ich Herrn Seidel genügen?“

„Sie thun ihm unrecht,“ versetzte sie eifrig. „Ihr Wissen imponirt ihm, er verehrt gern mit Ihnen und liebt es, sich von Ihnen belehren zu lassen. Nein, er hat nichts gegen Sie, im Gegentheil, er wundert sich.“

Sie hielt inne und wurde glühend roth.

„Daß ich noch nicht den Muth gefunden habe, mich des Kleinods zu versichern, das mir ein gültiges Geheiß befehrt hat,“ ergänzte Korte ihre Rede; „er soll nicht lange mehr darauf warten.“

„O, ich empfinde es wie ein Unrecht, glücklich zu sein, während meine Schwester —“

Eugenie verstummte plötzlich, der Kapellmeister klopfte mit dem Lackstoch auf, die Duerrtüre begann, der bereits dahinsiehende Meister dirigitte selbst sein Werk.

Das Publikum war tief ergriffen und der allgemeine Enthusiasmus theilte sich voll und ganz den Anwesenden der Loge mit. Wodurch Eugenie und Max in einer Stimmung ins Theater gekommen seien, die sie wenig empfänglich für künstlerische Genüsse machte, sie waren beide viel zu ideal und idylmatisch angelegte Naturen, als daß die Macht der Töne sie nicht bald emporgehoben hätte über alles Leid und alle heimliche Widerwärtigkeiten. Beim Geänge der Schröder-Debutant als Curpantze und der Junt als Glantime vergaßen sie alles was sie bedrückte, und so mächtig war der Eindruck, den sie empfingen, daß sie auch während der Zwischenakte völlig im Banne des Gehörten waren und mit ihren Begleitern nur Bemerkungen über die treffliche Komposition und die meisterhafte Ausführung austauschen konnten.

Der letzte Akt der Oper näherte sich seinem Ende. Augen und Ohren sämmtlicher Zuschauer waren auf die Bühne gerichtet, man lauschte athemlos —, da wurde die im weiten Saale herrschende Stille unterbrochen durch das heilige Dessen

einer Vogelhür. Unwillig ob der Störung wandten sich viele Köpfe herum, aber bereits war wieder Stille eingetreten. Der Logenschieber hatte Max Seidel durch einen Wink bebetet, ins Hörer zu kommen. Von einer bösen Ahnung durchzuckt, verließ der junge Mann eilig die Loge. Vor ihm stand bleich und zitternd einer der Gärtnergehilfen aus der Villa seines Onkels in Lohndorf.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, Wendt, was ist vorgefallen?“ stammelte der junge Mann.

„Ach, Herr Seidel, Herr Seidel, das Unglück! Kommen Sie nur schnell nach Hause, den Doktor habe ich schon hinausgeschickt,“ brach der Wurzche mißsam hervor.

„Was ist geföhren? Rieden Sie!“ rief Max, den jungen Menschen heftig am Arm ergreifend. „Wer ist erkrankt? Mein Onkel? Meine Cousine Martha?“

„Nein, nein, die schied mich, der Herr, der arme Herr!“

„Er hat einen Schlaganfall gehabt?“ fragte Max, eingend der heftigen Gemüthserschütterungen, die der alte Mann vor wenigen Stunden erduldet. „Lebt er noch?“

„Als ich fortritt, lebte er noch, ich glaube aber nicht, daß Sie ihn noch lebend antreffen,“ schluchzte der Wurzche. „Spüren Sie sich, Herr Seidel.“

„Wein armer Onkel, er war so rüstig, so lebensfrisch und nun so plötzlich durch einen Schlag hinweggerafft,“ wehflachte Max.

„Ach Gott und Herr, wenn's das nur wäre, Herr Seidel,“ stieß der Wurzche hervor — „aber unter Würden sollen zu müssen —“

„Was sagst du da!“ schrie Max und ward freideweis, die Sinne drohten ihm zu vergehen, er griff mit der Hand nach einem Stützpunkt und hielt sich an der Wand fest, um nicht umzufallen.

„Er mordet? Wo? Durch wen?“

„Wir haben den armen Herrn mit einer tiefen Wunde am Kopfe in seinem Blute im Park gefunden,“ berichtete der Wurzche und wollte seine Geschichte ausführlicher erzählen, aber Max hörte ihn schon nicht mehr.

„Hört, fort, was stehen wir noch hier!“ schrie er, „schnell, schnell nach Hause.“

Er wollte in die Loge stürzen und bebte vor dem Gedanken zurück, seiner Cousine die fürchterbare Mittheilung zu machen; sein Fuß wurzelte am Boden. Ehe er sich wieder aufzuraffen vermochte, öffnete sich die Logenthür und Baron Seldenberg trat heraus; er war Max leise gefolgt, um zu sehen, was sich zugetragen habe.

Beobend, mit klappernden Zähnen, in abgerissenen Worten machte Max den Baron mit dem gräßlichen Vorfall bekannt Die Wirkung war niedererschütternd. Seldenberg ohnbeinliches Gesicht nahm eine Leichenfarbe an, ein konvulsives Zittern ging durch seinen Körper, große Schweistropfen traten auf seine Stirn, die Stimme verriete ihm, nur mühsam brachte er durch die zusammengepreßten Zähne die Worte hervor: „Unerböt! Unersiehlich!“

Dieser Zustand gänzlicher Besinnungslosigkeit dauerte jedoch nur wenige Stunden. Mit einer ungeheuren Anstrengung seines Willens bewang sich der Baron, die verzerrten Züge seines Gesichts glätteten sich, er gewann die Sprache und den Gebrauch seiner Gliedmaßen wieder und sagte, zwar immer noch bleich und zitternd, aber doch schon ruhiger:

„Fassen wir uns, mein armer Freund, wir sind Männer und müssen auch dem fürchterlichen muthig ins Auge sehen. Denken Sie an die Damen.“

„An die denke ich!“ fragte Max. „Wie soll ich Eugenie das fürchterliche beibringen? Der Boden brennt mir unter den Füßen, um zu Martha zu kommen, die ganz allein und verlassen ist. Was soll ich thun?“

„Lassen Sie mich für Sie handeln, lieber Freund,“ sagte Selbenberg, der nun wieder völlig die Herrschaft über sich gewonnen hatte und sich der Situation völlig gewachsen fühlte. „Die Oper wird in wenigen Minuten aus sein. Sagen Sie Ihrer Cousine vorläufig nur, Ihr Onkel sei erkrankt und befehlen Sie sie unterwegs auf das vor, was ihrer zu Hause wartet. Herr v. Beschwitz mag die Baronin hingleiten, ich will die Kriminalpolizei benachrichtigen, woran gewiß noch niemand gedacht hat, und folge Ihnen sogleich mit den Herren vom Gericht.“

„Sie meinen, daß dies nöthig sei?“
 „Können Sie zweifeln? O, wer hätte denken sollen, daß die Kaiserin einen Menschen so weit forttreibt!“

Die letzten Worte wurden durch das Öffnen der ringsum liegenden Thüren verschlungen. Die Vorstellung war beendet, die Zuschauer strömten in die Korridore. Den Anordnungen des Barons gemäß sagte Max seiner Cousine nur, der Onkel sei plötzlich erkrankt und fuhr mit ihr und dem Professor Korte, der es sich nicht nehmen ließ, sie zu begleiten, davon. In einem zweiten Wagen folgte Beschwitz, dem Selbenberg den wahren Sachverhalt mitgeteilt hatte, mit der Baronin Wallwitz.

„Gott sei gelobt, daß ihr endlich da seid!“ Mit diesen Worten warf sich Martha Engelhardt laut weinend ihrer Schwester an den Hals. Sie war dem durch das Thor fahrenden Wagen entgegen geeilt und stand leicht befeidet, vor Aufregung glühend, in der kühlen, feuchten Nachtluft im Hofe.

„O, Martha, Martha, wie fürchtbar, wie schrecklich!“ schluchzte Eugenie, während Max nur hastig die Worte hervorrief:

„Vest er noch? Ist noch Hoffnung vorhanden?“
 „Keine, keine!“ antwortete Martha mit einem herzzerreißenden Aufschrei, „aber er lebt noch, der Hofmedicus sagt, es könne mehrere Stunden dauern.“

„Wo ist das Verbrechen geschehen?“ fragte Max.
 „Am Park.“

„Wer hat ihn gefunden?“
 „Ich!“ rief sie Martha und schlug die Hände vor die Augen, als wolle sie das schreckliche Bild, das sie verfolgte, abwischen.

„O, es ist zu fürchtbar!“

Sie wollte bei diesem Ausruf; das sonst so frische, resolute Mädchen war gänzlich gebrochen und ihre Verzweiflung und Muthlosigkeit theilte sich auch Max und Eugenie mit; sie standen auf der Schwelle des Hauses und wußten nicht, ob sie rüd- oder vornwärts gehen sollten. Korte machte dieser Unsicherheit ein Ende, indem er Martha, die sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, umfaßte und sie ins Haus führte. Max und Eugenie folgten ihm.

Der Hausflur und die rechts und links daranstoßenden Zimmer waren durch Kerzen und Lampen, die man, wie und wo man sie just gefunden, herbeigeschleppt hatte, erleuchtet, die Dienstboten rannten planlos umher, es herrschte eine grenzenlose Verwirrung.

Korte sah ein, daß er für den Augenblick die Leitung der Angelegenheiten in die Hand nehmen müsse. „Wo liegt der — der — Ermordete?“ fragte er, das Wort wollte nur schwer über seine Lippen.

Martha wies auf eine Seitenthür. „In seinem Zimmer, dorthin haben wir ihn getragen.“

Max und Eugenie eilten auf die Thür zu, ehe sie dieselbe erreicht hatten, öffnete sie sich, der Hofmedicus Chemnitz trat heraus und schloß sie hinter sich wieder.

„Still, still,“ winkte er, „hören Sie meinen armen Freund nicht, er liegt jetzt in einer wohlthätigen Betäubung.“

„In der Hinterthür?“ fragte Eugenie angstvoll.

„Leider nein, er wird noch einmal erwachen.“
 „Und ist keine Hoffnung?“ fragte Max und hing an dem Munde des Arztes mit weit aufgerissenen, starren Augen.

Der Hofmedicus schüttelte den Kopf. „Keine, der Mörder hat seinen Streich nach einer Stelle geführt, wo er abzielt tödlich sein mußte, hätte Jhr armer Onkel nicht in dem entscheidenden Augenblicke eine Wendung gemacht, er müßte auf der Stelle sein Leben ausgehaucht haben. Beinahe sieht es aus, als hätte der Uebelthäter Kenntnisse in der Anatomie gehabt.“

Bei diesen Worten saß Eugenie entsetzt auf und tauschte einen Blick mit Korte aus; Martha stand stumm und regungslos.

„Herr Seidel,“ fuhr der alte Hofmedicus fort, indem er seine Hand auf Maxens Arm legte und ihn einen Schritt beiseite führte, „ich habe Sie auf eine traurige Pflicht aufmerksam zu machen, die Kriminal-Polizei muß benachrichtigt werden, ja sie hätte schon lange benachrichtigt werden müssen.“

„Es ist bereits geschehen, die Herren müssen bald hier sein, Baron Selbenberg hat es übernommen, die Anzeige zu machen und kommt mit den Gerichtsperjonen heraus.“

„Er kommt!“ schrie Martha auf, „er kommt jetzt auch noch? Hat er nicht genug des Unheils über dieses Haus gebracht?“

„Martha, liebe Schwester, besinne dich,“ bat Eugenie, „Selbenberg ist ja völlig unschuldig.“

Martha antwortete nicht und Max hat den Arzt: „Können Sie mich meinen armen Onkel sehen, nur für eine Minute, ich will auch ganz, ganz still sein.“

Der Hofmedicus nickte gemähdend und schritt, die Finger auf den Mund drückend, voran, die andern folgten ihm auf den Zehen. Auf seinem Lager, noch halb bekleidet, lag Seidel, das sonst so frische Gesicht hatte bereits die bleiche Blässe des Todes, die Augen waren geschlossen, der Kopf mit dem noch dichten eisgrauen Haar mit blutigen Wunden umwunden, man hätte ihn für tot halten können, wenn seinen halbgeöffneten bläulichen Lippen nicht von Zeit zu Zeit ein ganz leises Wimmern entschlüpft wäre.

„Mein armer, guter Onkel, so muß ich dich wiedersehen!“ flüsterte Eugenie.

„Wer hätte denken sollen, als uns die Baronin Wallwitz vor wenigen Tagen von der Ermordung ihres Vaters erzählte, daß ihn so bald ein gleiches Schicksal ereilen würde! Es durchschüttelte ihn damals wie eine Ahnung!“ seufzte Max, indem er sich wie im Fieberfrost schüttelte.

„Und was ich damals gelobt habe, das halte ich!“ sagte Martha, aus ihrer Betäubung erwachend mit dumpfer feierlicher Stimme. „Nicht rufen will ich, bis ich seinen Mörder entdeckt und sein Tod gerächt ist!“ Sie trat dem Bette einen Schritt näher und hob die Hände wie beschwörend empor.

Eugenie umschlang sie zärtlich besorgt, indem sie flüsterte: „Still, still, arme Schwester, schwöre nicht, du weißt nicht was du thust!“

„O, ich weiß es!“ rief Martha beinahe laut.

Der Sterbende wurde unruhig und der Arzt sagte: „Wenn Sie wollen, daß der Mörder seiner gerechten Strafe überliefert wird, so bereiten Sie die nächstliegende Möglichkeit zu seiner Entdeckung nicht und schonen Sie den Kranken.“

„Sie meinen?“ fragte Max.
 „Daß sein Bemühen nur für einen Augenblick zurückkehren kann, ehe es für immer erlischt, lassen Sie ihn in Ruhe, bis die Herren vom Gericht kommen. Möchte es bald geschehen, denn seine Minuten sind gezählt.“

Beinahe mit Gewalt schob er die jungen Leute aus dem Zimmer, sie gingen in den Gartenplan und hier erleichterte Martha ihr hanges, gepreßtes Herz, indem sie den atemlos anlaufenden die Vorgänge des Abends erzählte. (Fortf. folgt.)

Contigit hoc.

Eine alte Geschichte aus dem Schwarzwald von Benno Mittenauer.

Lenz war, ohne darauf geachtet zu haben, einem ihm vorausgehenden Wanderer auf wenige Schritte nahe gekommen. Der nachlässige, fast schlurchende Gang des Fremden machte ihn zuerst aufmerksam. Die lange, dürrer Hosenlangengestalt des Unbekannten und die viel zu weiten Kleider um ihn herum hatten etwas Komisches, um so mehr, als ihn die blonden Haare, die ihm ziemlich lang unter dem runden, grünbedäubeten Hut hervorwuchsen, noch sehr jung erscheinen ließen.

Er redete mit sich selber, holkalt, frümmerlich, ohne Gestikulation, und schen Lenz nicht zu bemerken.

„Gotta, Freund,“ rief dieser und klopfte dem Dürren leise auf die Schulter, „leidt Ihr ein Weet, und redet Ihr mit der Luft?“

Der Angeredete sah sich ruhig um, ohne zu erschrecken, und starren, gelteschmeibenden Blickes sah er Lenz ins Gesicht, dann lächelte er gutmüthig.

„Ein Poet? — Nein, es ist nur eine Geschichte, an die ich immer denken muß, wenn ich auch nichts davon habe, als daß sie mich stets von neuem traurig macht, oder melancholisch, wie man's auch heißt; aber wenn ich nicht daran denke am Tag, dann träume ich nachts davon.“

„Wozu? In so, von Eurer Geschichte.“ Das Klang, als ob Lenz selber aus einem Traum aufwachte. „Erbarebare Klaus, Jhr!“ sagte er dann hinzu, „wenn Jhr wollt, erzählt mir Eure Geschichte, vielleicht wird es Euch leichter, und für mich ist's am recht. Ich ich auch noch an das Begräbniß von Lorenzens Mutter erinnere, sagte sie einmal, und wie die Räther damals von allen Männern auf dem Kirchhof allein geweint habe, und so laut und heftig, daß es sie ganz erschütterte hat und alles erstaunt war und dessen Schmerz nicht begreifen konnte, wenn man auch wohl wußte, daß die Räther ein gutes Herz hat. Aber um die alte Frau hat sie sicherlich nicht so geweint, und es müssen andere Gedanken daran schuld gewesen sein.“

„Und hat die Räther?“

„Die hat nun doch nicht gemartet,“ unterbrach der lange Waldvogel seinen Erzählern. „Aber warum bleibt Ihr denn stehen? kommt doch! Und was für ein komisches Gesicht ihr macht! Ihr wolltet mich lustig machen und scheint nun umgekehrt von mir angefaßt worden zu sein.“

„Ich bin ja ganz lustig,“ sagte Lenz und lachte.

„Die Räther kann am End' nicht dafür,“ meinte der Hahnlepp, „sie hätte gern gemartet, sie war aber auch eine gute und folgsame Tochter. Daß aber ein Kind keinen Eltern gelte, ist ein Gebot Gottes und wird von der Kanzel gepredigt. Man wird's der Räther auch schrecklich genug gemacht haben. Aber gepredigt wird auch, daß der Friede, und daß weil der Seele mehr ist als alle irdische Gut und alle Reichthum, und daß es keinen größeren Fluch giebt als die Sünde. Wenn man der Leute Treiben sieht, da meint man nicht, daß sie von solchen Dingen je etwas gehört hätten, und wollen doch alle gute Christen heißen. Ich habe mir schon oft meine Gedanken darüber gemacht. Die alte Schänkin, nämlich Margarina's Mutter, war eine fromme Frau sein und hat doch ihre Tochter verkauft, wenn man gleich nun voraus lag, daß es idyllisch genug wird. Weich ist er, der Fluch, das ist wahr, aber er hat trotzdem nur schwer eine Frau bekommen; als ihn die Räther heiratete, war er in den vierzig und trotz seines Alters ist er kein Mann. Niemand achtet ihn, es ist ein Revue, der sich im Wirthshaus von jungen Buben Weiz bezahlet läßt und nicht merkt, daß sie ihn zum besten haben. Aber jetzt, da sind wir ja schon in Stauten, hier muß ich links abbiegen ins Münsterthal, Ihr werdet wohl hier bleiben, es ist spät geworden.“

Der lange Hahnlepp verabschiedete sich, Lenz trat in eine Herberge und verlangte Quartier. Er sollte sein Wandербuch zeigen. Lenz zog es hervor ohne etwas dabei zu denken und forderte einen Krug Wein. Die Stube war ihm wohlbekannt, aber er sah sich wenig darin um und klimmerte sich nicht um die anwesenden Gäste, er hatte genug zu thun, sich in seinen Gedanken Gedanken zurecht zu finden.

Unterdessen hatte der Herbergswirth seine alte Hornbrille auf die rothe Nase gesetzt und das Wandербuch an die Unschicklichkeit gehalten. „Was, was,“ stieß er heraus, „Lorenz Dietzche aus dem Münsterthal, Ant's Stauten.“

„Lorenz Dietzche?“ rief's dann vom Stamtische her, und mehrere Männer sprangen vom Tische auf.

Der Lenz hatte schon von sich reden gemacht. So weit, wie er, war aus dem Münsterthal noch keiner fortgekommen, so lange noch keine fortgeschritten. Man wußte auch, daß er zu Schiff war und über dem großen Wasser in fremden Wäldern.

Er hatte wenig davon geschwiegen, um so geschäftiger konnte sich die Wirtshausleute erweisen und alles hant und üppig ausmalen, alle bestanden Wirtshausmädchen mit seinen dunklen Hähnen in Verbindung bringen und einen Selben der Sage, einen Münsterthaler Herzog Ernst aus ihm machen.

Man glaubte ihn weit, weit in der Ferne, in — ja, Gott weiß, wie all' die fremden Länder und Welttheile heissen, und da war er plötzlich mitten unter ihnen, wie aus den Wolken gefallen, die Abirung der guten Leute war ganz natürlich. Es waren lauter Bekannte, Münsterthaler Schiffsleute, aber auch jüngere, die den Besäfer nur vom Hörensagen kannten und ihn dafür um so ehrlichstiller anstauten. Auch sein Better war darunter, der Schulbändler und Zimmermeister Ruch, sein ehemaliger Meister. Dieser war noch selten in einer so aufgeräumten Laune gewesen als heute. Er hatte einen sehr günstigen Dolchhandel abgeschlossen und ein schönes Stück Geld eingenommen, so war es den jungen Burken, die auf dem Markt ebenfalls gut Geld gefloßt hatten, gelungen, ihn ins Wirtshaus und in ihre leichtsinige Stimmung mit hineinzu ziehen.

So lag Lenz denn plötzlich in der lustigsten Gesellschaft. Von allen Seiten strömten sie ihm die Arme entgegen, und überall mit er beschrieb ihm. Er war keine Zeit zum Grübeln, der Zeit seines Gedankens und der alte Wein aus dem Markt gäcker Heimathall halben redlich mit ihm alle schweren Gedanken fernzuhalten, und bald war Lenz der Fröhlichste unter den Fröhlichen, weitestens äußerlich.

„Die Katharina wartet noch?“ entfuhr es Lenz.
 „Ihr Geduld, Ihr thut ja ein einmal gar zu neugierig, und

„Aber ich habe mich schon so oft in der Hand gehalten, aber ich habe mich nicht zu entscheiden, wie ich bald merken sollte, nicht einmal mit der Liebe seine Wichtigkeit; denn wenn's damit was bedeuten soll, muß man einander lieben. Ich beobachte nicht, daß die Räther gegen alle Menschen freundlich war und sogar gegen die Thiere, und daß es gar nicht anders sein konnte, da sie sonst nicht die Räther gewesen wäre. Bald sollten mir die Augen aufgehen. Da ließ es eines Tages, die Räther sollte den reichen Huch heiraten, den Zimmermann, sie werden aber nicht wollen. Und die Seimbergers Hebratte lag mir: die Räther wartet auf einen andern, die wartet auf ihren Lenz.“

„Die Katharina wartet noch?“ entfuhr es Lenz.
 „Ihr Geduld, Ihr thut ja ein einmal gar zu neugierig, und

